

Gamsabenteuer

Eine Gamsjagd mit Hindernissen

Stetig rollte der Zug durch das weite Tal. Noch einmal dehnte ich die müden Knochen, die durch die vor zwei Tagen am Ritterkopf, der tief in der Goldberggruppe gelegen ist, hinter uns gebrachte zehnstündige Gamsjagd arg in Mitleidenschaft gezogen worden waren. Hinauf und hinunter pirschten wir an unserem Dreitausender, von einem Kar zum anderen, kletterten durch eine steile Felswand, was eine Erinnerung an schon lange zurückliegende Klettertouren in Arosa aus der Tiefe des Vergessens heraufbeschwor, schlichen uns an Abgründe heran, um auf die tief unter uns stehende Gams schauen zu können, ja, unternahmen alles, um dem Gamswild nahe zu kommen. Doch trotz aller Mühe: Der Erfolg war uns versagt geblieben.

Und nun: Pünktlich rollte der Zug auf der abseits gelegenen Station ein. Der Jäger wartete bereits auf dem Bahnsteig, schon von Weitem an seiner imposanten Gestalt auszumachen. Der mächtige Vollbart wies ihn als einen Jäger aus, der aus einem alten Jagdbuch entstieg schien. Lederne Kniebundhosen und ein Janker zeigten seine Liebe für die Tradition. Zum Glück verzichtete er auf die lange Pfeife, auf die in früheren Zeiten kein Jäger meinte, verzichten zu können. Mit den Worten „Grüß Gott, i bin der Sepp!“ begrüßte er mich, und schon war es mir, als wenn wir uns nicht erst gerade kennengelernt hätten. Kaum saßen wir in dem Geländewagen, begann auch gleich das Fragen. Wie ist das Revier zugeschnitten? Werden wir in die höchsten Felsregionen aufsteigen? Wie war die letzte Gamsbrunft, und dann die Frage, die mich seit Stunden bewegt hatte: „Haben Sie schon Anblick von Gams gehabt?“. Bereitwillig stellte sich der Jäger meinen neugierigen Fragen, bereitwillig ging er auf jede ein, und dadurch steigerte sich noch meine Freude, bald das Revier eines Freundes betreten zu können, von dem ich schon so viel gehört hatte.

Auf einer schmalen Straße bogen wir in eine wilde Bergwelt ein und gewannen allmählich an Höhe. Unter uns breitete sich in großer Entfernung ein Alpensee aus. Silber funkelte er im Licht der mittäglichen Sonne – wie ein Kristall. Ein einsamer Vergnügungsdampfer zog auf dem See träge seine Spur, kleine Boote mit weißen Segeln wirkten aus der Entfernung wie Schaumkronen, und hinter dem See stiegen im mittäglichen Dunst verschwommen die Gletscher und Firne der Hohen Tauern aus der weiten Ebene hervor. Einige Schönwetterwolken segelten über das blaue Firmament – ein letzter spätsommerlicher Tag, ein letztes Aufbegehren, bevor dann der Winter die Berge in ein Skiparadies und in eine sehr schwere Zeit für das Wild verwandeln wird.

Als wir in das langgestreckte, schmale Tal, das sich hinter hohen Bergen versteckt, abbiegen und in das Gebiet einfahren konnten, das uns in den nächsten Tagen hoffentlich

so manchen Anblick bescheren sollte, war es mit der Ruhe vorbei. Hin und her glitten die Augen, Fragen auf Fragen nach der Beschaffenheit des Reviers prasselten auf den Jäger ein. Nur schwer konnte ich die Neugierde unterdrücken, die mich immer befällt, wenn ich in einem für mich fremden Revier pirschen kann. Bereitwillig ging der Jäger auf all meine Fragen ein, er konnte sich in mich, der ich ja als Gast gekommen bin, hineinfühlen – er ahnte, dass ich gespannt war, neue Abenteuer zu bestehen.

Links und rechts unseres Weges erhoben sich die schroffen, fast lotrechten Felswände aus den Schutthalden, bis an die Straße waren auf den Lawinenrinnen die Steine herabgepoltert. Sprachen wir eben noch, verstummten wir nun und schauten sehnsuchtsvoll auf die Hänge, ob wir nicht Anblick haben könnten. Ganz verheißungsvoll meinte der Jäger, dass wir sicher guten Anblick haben würden, er hätte in den letzten Tagen viel Gams auf den Rinnen und in den Gräben ansprechen können. „Wir werden ein Stück erlegen können, Wild ist genug vorhanden!“ Gibt es eine schönere Nachricht für einen Gamsjäger, der versucht, so lange wie körperlich möglich, dem Gamswild nachzustellen und der auch bereit ist, auf die höchsten Almen und in die Felsen zu klettern, um sich mit diesem Wild zu messen, damit er die stolze Trophäe erbeuten kann?

Noch war der enge Graben tagsüber von Touristen angenommen, die auf dem Weg durch das Tal bequem hochalpine Atmosphäre genießen wollten. Die dortige Gegend ist nun einmal eine Touristenattraktion, dem müssen wir zwangsläufig auf den Pirschen Rechnung tragen. In Gruppen zogen sie auf schmalem Pfad hin zum versteckt liegenden Alpengasthof am Ende der Talstraße, zum Ziel ihrer Wanderung, um dann nach einer kurzen Rast den Graben wieder zu verlassen – zu Fuß oder aber, bequem und schnell, mit einem uralten Bus, der die Erinnerung an längst vergangene Zeiten wachrief, als allein die Fahrten in den Bergen noch als Abenteuer empfunden wurden. Als auch wir diesen Gasthof, der Teil einer Almwirtschaft ist, erreicht hatten, brachte ich mein Gepäck auf das Zimmer. Ich sollte mich beeilen, wir würden sofort zur ersten Pirsch aufbrechen, gab mir der Jäger mit auf den Weg. Ein kurzer Blick aus dem Fenster meines Zimmers zeigte mir die Großartigkeit der Natur. Steil ragten die Felsmauern gen Himmel, steil und abweisend zugleich, doch vielversprechend. Nur für kurze Momente konnte ich mich in diese alpine Welt hineinträumen, nur so lange, wie es braucht, um sich die Hoffnung auf Waidmannsheil vorzustellen. Und dann war es endlich so weit. Die erste Pirsch konnte beginnen.

Zügig, aber stetig, so, als gingen wir ohne Ziel, pirschten wir auf dem Pfad, der hinter der Almwirtschaft in Richtung des Talschlusses führt. Rechts und links des Weges zogen sich Steinschlagrinnen hin zu den bedrohlich wirkenden Felsmauern. Nur Steine konnten wir sehen, große, kleine, sogar Felsbrocken, doch Gras oder andere Kräuter suchte ich vergeblich. Allein auf einigen geschützten Flächen standen vereinzelt Fichten und Lärchen. Fast jegliche Vegetation wird hier von dem immerwährenden Steinschlag und den winterlichen Lawinen weggerissen. Wir pirschten auf einem Wanderweg, der aber zum Glück am Nachmittag und frühen Abend kaum mehr von Touristen angenommen wird, schließlich endet ja für die meisten Wanderer die Tour im Alpengasthof bei einem

Stamperl Hochprozentigen oder bei einer Tasse Tee. Dort wollen sie die glücklich beendete alpine Tour feiern, zumal der Weg durch das Tal lang ist und die Touristen eher älteren Semesters sind.

Wieder und wieder glitten unsere Blicke über die Schutthalden, immer auf der Suche nach Wild, immer auf der Suche nach dem Waidmannsheil. Oft verhofften wir, um mit dem Glas die Gams zu suchen. Auf einer dieser Schutthalden, unter fast lotrechten Felswänden, konnten wir ein starkes Rudel Gams ansprechen. Es äste zwar ziemlich weit entfernt, aber gerade noch in gerechter Büchschussentfernung, wie wir mit dem Entfernungsmesser feststellen konnten. Und dann begann das Suchen nach einer nichtführenden älteren Geiß. Der Jäger beobachtete mit seinem Spektiv jedes einzelne Stück, immer wieder setzte er ab, um sich mit dem Feldstecher einen besseren Überblick verschaffen zu können. Langsam äste sich das Rudel zu uns herunter. Was die Stücke aber auf diesen Steinlahnern äsen konnten, war mir schleierhaft. Ich sah nur Steine, kein Gras und auch kein Kräutlein. Mit jeder Minute, die mit dem Ansprechen verstrich, wuchs die Spannung, aber auch die Befürchtung, dass uns das Wild spitzbekommen würde.

Endlich hatte der Jäger eine alte, nichtführende Geiß ausgemacht, was, steht das Stück im Rudel, sehr schwer zu erkennen ist. Anzusprechen, welches Kitz zu welcher Geiß gehört und welche Geiß nichtführend ist, setzt eine große Erfahrung und ein Können voraus, die man nur durch jahrelanges Üben und Beobachten des Wildes erreichen kann. Lange saß die alte Geiß im Bett, viel zu lange für uns ungeduldigen Jäger, doch als sie hoch wurde, um Anschluss mit dem fortziehenden Rudel zu halten, waren wir sofort fertig. Der Zielstachel war auf das Blatt gerichtet, jederzeit hätten wir schießen können, wenn, ja, wenn das zuvor so unbewegliche Stück doch wenigstens einmal verhofft hätte. Doch diesen Gefallen tat es uns nicht. Unbeirrt zog es hinter den anderen Stücken her, stetig und nicht einmal verhoffend, und war bald hinter Krummerlen unseren Blicken entzogen. Aber vielleicht war noch nicht alles verloren, dachten wir uns. Wir verließen vorsichtig den Wanderweg, versuchten, die wenige Deckung durch noch nicht einmal mannshohe Fichten auszunutzen und suchten einen neuen Platz, abseits des Weges, von dem aus wir hofften, die alte Geiß wieder ansprechen zu können.

Solange wir uns auf dem Wanderweg bewegten, ziemlich ungedeckt, hielt uns das Rudel aus und äste vertraut weiter. Doch in dem Moment, in dem wir etwas abseits des Weges, gedeckt nur durch die viel zu kleinen Fichten, standen, nur wenige Meter vom Steig entfernt, wurde das Wild roglig. Die Gams äugten zu uns herunter, hörten auf zu äsen und zogen in einer langen Reihe die Halde hinauf, hin zu den steilen Felswänden. Und nun wurde ich Zeuge einer Szene, die ich nur aus Erzählungen kannte, die ich aber noch nie hatte beobachten können. Eine Gams nach der anderen stieg in die fast senkrechten Felsmauern ein; sie kletterten mit einer nie erahnten Geschwindigkeit von Felsvorsprung zu Felsvorsprung und verhofften erst, als sie in luftiger Höhe ein etwas breiteres Grasband erreicht hatten. Selbst die Kitze hatten



keine Schwierigkeiten, den Geißen zu folgen. Kleinste Absätze genügten den Stücken, um Höhe zu gewinnen, und das alles in einer Geschwindigkeit, die mir nahezu als unvorstellbar erschien. Ich konnte ob solcher Kletterkünste nur staunen. Wenn ich mir vorstelle, was uns das Klettern im Fels für Mühe bereitet ...! Diese Chance war vertan. An diese Stücke würden wir heute nicht mehr herankommen, vielleicht aber später. „Sie ziehen bestimmt wieder herunter“, tröstete mich der Jäger, „und dann werden wir wiederum zur Stelle sein.“ Hoffentlich, sagte ich mir, schließlich lacht Diana nur einmal, und sie ist eine launische und dazu noch heidnische Person, die oft mit ihrer Gunst knausert.

Doch wir waren nicht nur zum Schauen in die Berge gefahren, das Jagdhandwerk rief wieder. Also pirschten wir weiter in Richtung Talschluss. Anstrengend war dieser Gang nicht besonders. Wir gingen auf einem Wanderweg, auf dem wir mählich an Höhe gewinnen konnten und der es uns ermöglichte, die uns umgebenden Felsabbrüche auszuleuchten, ohne dass das Wild unruhig wurde. Touristen war es gewohnt. Lange Geröllhalden zogen sich von den Felsabbrüchen hinab in den Graben. Nur einige vereinzelte Krummerlen- und Latschenbeete säumten unseren Aufstieg, nur dort, wo die todbringenden Stein- und Schneelawinen nicht ihr zerstörerisches Werk betreiben konnten, doch diese Büsche bildeten die Ausnahmen in einer Landschaft, die durch das Geröll unwirklich und lebensfeindlich, ja, wie erloschen anmutete. Aber trotzdem: Auch in dieser unwirtlichen Ecke gibt es Leben – nicht nur verspätete kleine Blütensträuße quollen, aus der Nähe sichtbar, aus den Steinen hervor, nicht nur hatte es eine Fichte oder eine Zirbe geschafft, den Naturgewalten zu trotzen, auch Gams bekamen wir immer wieder in Anblick, allerdings unerreichbar weit entfernt. Sie standen unterhalb der Felswände, ganz weit oben auf den Lawinenbahnen. Ein Angehen wäre auf den deckungslosen Bahnen sinnlos gewesen, zumal auf den lockeren Steinen ein geräuschloses Pirschen ausgeschlossen ist. Vorsichtig, immer wieder Pausen einlegend, um Wild beobachten zu können, pirschten wir auf dem Pfad weiter in Richtung des das Tal abschließenden Übergangs.

Obwohl der Weg nur sanft hinaufführte, hatten wir inzwischen doch schon ordentlich an Höhe gewonnen. Ein jüngerer Bock zog einsam über die Geröllfelder, ab und an von der kargen Äsung naschend, die sich ihm in dieser Steinwüste bot; eine junge Geiß mit ihrem Kitz, die tief unter uns standen, warfen auf, als sie uns bemerkten. Ja, weiter und weiter ging es, immer hoffend, dass wir mit einem passenden Stück zusammentreffen würden. Wieder und wieder legten wir Pausen ein, schauten zu den Felsen und Rinnen, beobachteten die weiten Halden, um dann wiederum vorsichtig und sehr langsam weiterzupirschen.

Dann endlich war es so weit. Ganz weit oben, unterhalb eines Sattels, in einem Nebengraben, konnten wir ein starkes Rudel Gams ansprechen. „Dieses Rudel gehen wir an“, bedeutete mir der Jäger, „ein Steig führt zum Sattel!“ Und schon verließen wir den Wanderweg, um auf dem schmalen Pfad, der auf dem Geröll kaum auszumachen war und der sich in Serpentina in die Höhe schlängelte, in Richtung des Sattels zu pirschen. Weit, bis zu den Felsen zog sich die breite Rinne hinauf – voll von kleinen

und größeren Steinen, die einmal Teil der mächtigen Felsmauern waren. Knirschend eroberten wir die Höhe. Trotz unserer Vorsicht kollerten doch ab und zu lockere Steine die Halde hinunter. Hieran jedoch störte sich das Wild nicht, an derartige Geräusche ist es offensichtlich gewöhnt. Der Steig führte auf der Geröllrinne durch ein wie leblos wirkendes Gebiet. Kein Strauch wuchs auf den Steinen, kein Baum, noch nicht einmal Moos; keine Pflanze kann sich auf diesen Schuttbahnen halten, immer wieder poltern Steine herunter, jegliche Vegetation mit sich reißend. Der Wanderweg unten im Graben verschwand allmählich aus unserem Blick, stetig gewannen wir an Höhe. Schritt für Schritt ging es hinauf, immer darauf achtend, dass nicht zu viele Steine herunterkollerten und unsere Annäherung verraten würden. Je mehr wir uns dem Rudel näherten, desto vorsichtiger versuchten wir, zu pirschen, was allerdings auf dem Geröll ein ziemlich nutzloser Versuch war. Als wir wieder einmal eine kleine Überriegelung hinter uns gelassen hatten, war es plötzlich vorbei mit der Deckung, nirgends boten sich uns jetzt noch Möglichkeiten, weiter verdeckt die Annäherung zu wagen. Wohl oder übel standen wir nunmehr am Ende unserer Pirsch, allerdings leider noch weit entfernt von den Gams, dem eigentlichen Ziel unserer Bemühungen. Sehr behutsam zogen wir uns hinter den nächsten Buckel zurück, legten uns auf die Steine und schätzten erst einmal die Entfernung. Rund zweihundertfünfzig Meter zum Stück, das uns am nächsten steht, meinten wir übereinstimmend, was wir auch bestätigen konnten. „Hier bleiben wir“, entschied der Jäger, „von hier aus wollen wir es versuchen.“

Über zwanzig Stück Gams konnten wir ansprechen. Weit auseinander und ganz vertraut verhofften und zogen sie, einige ästen, wieder andere hatten sich niedergelassen. Was sie aber aufnahmen, konnten wir nicht sehen. Wir jedenfalls bekamen nur Steine und Geröll in Anblick. Einige Stücke waren schon in das Latschenbeet eingezogen, das sich in sicherer Entfernung an die Steinschlagrinne anschloss. Wir beobachteten die noch auf dem Geröll verhoffenden und sitzenden Stücke, um eine nichtführende Geiß anzusprechen zu können. Die Sonne war inzwischen hinter den auf der gegenüberliegenden Talseite liegenden, steil aufragenden Felskegeln der nahezu 3.000 Meter hohen Berge verschwunden. Die letzten Strahlen der Sonne umgaben die Bergmassive mit einem Lichterkranz, der wie unwirklich anmutete – wie ein Nimbus, ein Heiligenschein. Kaum lag unsere Seite im Schatten, wechselte der Wind, und eine eiskalte Luftströmung fiel auf uns herab und ließ uns in unseren verschwitzten Hemden frösteln.

Die Gams über uns stellten uns auf eine lange Geduldssprobe. Das Rudel war kaum noch in Bewegung, selbst die Kitze verhofften oder saßen, und wir warteten darauf, dass sich die Kitzgeißen rührten. Für uns war es deshalb schwer, eine alte, nichtführende Geiß anzusprechen. Irgendwann aber muss doch immer Bewegung in ein Rudel kommen, um es uns zu ermöglichen, festzustellen, zu welcher Geiß die Kitze gehören. Die Dämmerung kroch allmählich aus dem Tal herauf und ließ die Stücke allmählich in Bewegung geraten. Die ersten Sterne begannen am Firmament zu funkeln, noch kaum wahrnehmbar, doch das Nahen des Endes des Büchsenlichts und damit des Endes unserer Pirsch anzeigend. Jetzt hatte der Jäger eine alte Geiß entdeckt, die nichtführend war – ja, endlich, schließlich

war unsere Lage auf den spitzen Steinen alles andere als gemütlich. „Das Stück direkt am Latschenfeld, das können Sie erlegen.“ Leider standen aber mehrere Stücke in der Nähe des Latschenbeetes, und es dauerte seine Zeit, bis ich das ausgesuchte Stück im Glase hatte, allerdings ziemlich klein – viel zu klein, wie mir schien. „Knapp unter dreihundert Meter“, flüsterte der Jäger mir zu. Verdammst weit, viel zu weit, wie ich meinte. Auf solch weite Entfernung wollte ich nicht mehr schießen, das Risiko eines Schlumpschusses ist mir dann zu groß, und dabei dachte ich an eine Pirsch auf Kohlgams vor langen Jahren, der ich beide Hinterläufe zerschossen hatte und die nur mit den Vorderläufen versuchte, zu flüchten, bis ich sie durch einen Fangschuss von ihrem Leiden erlösen konnte. Einen solchen unverantwortlichen Schuss auf dreihundert Meter wollte ich nie mehr abgeben. Es war uns aber nicht möglich, noch näher an die Stücke heranzukommen. Wir berat-schlagten hin und her, und dann wollte ich es doch versuchen. Eile war nicht nötig, die Gams verhoffte, sodass ich in aller Ruhe den Schuss vorbereiten konnte. Nervös war ich nicht, das Jagdfieber schüttelte mich nicht, und deshalb war ich überzeugt, einen sauberen Schuss abgeben zu können. Den Rucksack hatte ich schon lange vor mich als Unterlage hingeschoben. Ruhig lag die Büchse, hochblatt wollte ich abkommen. Wie ich jedoch tatsächlich abgekommen bin, konnten wir leider nicht überprüfen. Im Schuss sah ich, wie über dem Stück etwas spritzte. Überschossen, und das bestätigte auch der Jäger. Sofort repetierte ich, doch nun war das Stück in Bewegung und zog – wie es mir schien – vertraut von dannen, um nicht mehr zu verhoffen und uns eine zweite Chance zu bieten. Vollkommen gesund war es. Der Schuss war das Zeichen für fast das gesamte Rudel, zum Latschenbeet zu ziehen und dort zu verschwinden. Das fängt ja gut an, dachte ich, der erste Schuss im Revier in jenem Jahr – und dann auch gleich daneben.

Doch der Jäger tröstete mich über diese Blamage hinweg. „Der Jährling auf der rechten Seite der Rinne ist nicht geflüchtet, auf ihn versuchen Sie es.“ Da saß doch tatsächlich noch ein Stück, das sich nicht durch den Schuss hatte stören lassen. Durch das Zielglass konnte ich es ansprechen, es war tatsächlich ein Jährling, der unverwandt in Richtung des Talbodens äugte, vollkommen unbeeindruckt davon, dass das restliche Rudel inzwischen vollständig in das Latschenbeet eingezogen war. Und wieder warteten wir. Sepp prüfte durch sein Spektiv die Lage, die Büchse war sicher und fest auf dem Rucksack aufgelegt, und ich war durch den Fehlschuss nicht nervös geworden. Ein schwacher Jährling, wie wir übereinstimmend feststellen konnten, keine hundert Meter entfernt. Er stellte uns auf eine weitere harte Probe. Minute um Minute verstrich, das Licht um die auf der anderen Seite des Grabens liegenden Bergspitzen war schon längst verblasst, und die Dunkelheit stieg allmählich aus der Tiefe des Grabens herauf, unaufhaltsam und uns das Ende des Büchsenlichts ankündigend. Wir lagen mit unseren verschwitzten Hemden im eisigen, herabfallenden Wind, die spitzen Steine zwickten immer mehr, und allmählich schüttelte mich die Kälte. Doch ohne Geduld und eiserne Selbstdisziplin kann man im Gebirge nichts erreichen. Und unsere Ausdauer wurde belohnt. Kaum war der Jährling hoch geworden, da war er schon unser. Mit einem herzlichen „Waidmannsheil!“ gratulierte mir der Jäger zu diesem kaum noch erhofften jagdlichen Erfolg. Während der Jäger hinauf-

stieg, um den Jährling zu holen und ich ihn wieder und wieder durch den Feldstecher beobachtete, musste ich daran denken, dass wir ohne das Engagement unserer Berufsjäger niemals eine Gamspirsch erfolgreich abschließen könnten. Wir Gastjäger aus dem Norden haben einfach nicht die vielen Gelegenheiten, um das Gamswild immer wieder zu beobachten, ja, um ihre Lebensweise zu studieren. Nach wenigen Tagen müssen wir wieder zurück in den beruflichen Alltag, der leider nichts mit der Jagd gemeinsam hat. Wir können deshalb nur dankbar sein, dass uns die Berufsjäger die Begegnungen mit den Gams ermöglichen und uns zu diesen unvergesslichen Erlebnissen führen.

Noch war aber unsere Pirsch nicht an ihr Ende gelangt, noch musste das erlegte Stück ins Tal befördert werden. Während dieses Marsches wurde uns allerdings vor Augen geführt, dass Berge nicht harmlos sind, dass sie vielmehr unsere ganze Konzentration einfordern, damit wir den Gefahren trotzen können. Als wir zügig ins Tal strebten, krachte es plötzlich ganz gewaltig, und eine Steinlawine brach sich Bahn. „Vorsicht!“, rief der Jäger, und wir versuchten, die Bahn der todbringenden Lawine auszumachen. Zum Glück strömten die Steine nicht in unserer Nähe, doch die Lawine zeigte uns deutlich, wie eng Glück und Unglück in den Bergen zusammenhängen. Für dieses Mal schenkten uns die Berge in einem überreichen Maße Glück und Waidmannsheil, was mich demütig und dankbar zugleich stimmte und daran denken ließ, was für großartige Momente uns die Natur zu bieten vermag.

Waidmannsheil am Gamskogel

Ein wolkenloser, tief dunkelblauer, fast schwarzer Himmel überwölbte das Tal, als wir wieder, noch zu nachtschlafender Zeit, aufgebrochen waren, um dem Gamswild nachzustellen. Nur der Glanz von Myriaden Sternen ließ den Weg vor uns ein wenig aus der Dunkelheit treten. Einige Tage zuvor war ich wieder in dem abgelegenen, tief in den Bergen gelegenen Tal angekommen, um in eine Welt einzutauchen, die ich oft in meiner Vorstellung durchwandere, doch nur selten wirklich erleben kann. Es ist ein langer Weg aus der norddeutschen Tiefebene hin zu den Alpen, hin zu der Landschaft, die mir seit meinem zehnten Lebensjahr zu meiner eigentlichen Heimat geworden ist und zu der ich mich unwiderstehlich hingezogen fühle – nicht nur zu den Salzburger Bergen oder in meinen Kinder- und Jugendjahren zu denjenigen in Arosa. Ein Freund hatte mich wieder einmal in sein Revier eingeladen, das in den nördlichen Alpen liegt, in eine für mich kaum bekannte Landschaft, der das Liebliche fehlt, die dafür aber durch die vielen Geröllhalden eine Strenge ausstrahlt, die wie ein Signum der alpinen Kargheit wirkt.

Ernest Hemingway hat die Berge, während er nach dem ersten Weltenbrand in Paris lebte, des Öfteren aufgesucht und die Armut beschrieben, die in diesen Tälern, in denen es kaum möglich war, Landwirtschaft zu betreiben, herrschte. Wenn wir uns dieser Zeiten erinnern, fällt es uns leichter, den touristischen Rummel zu ertragen. Folkloristische Gedanken sind ja ganz schön – gerade für Touristen –, doch sie dürfen nicht den Blick darauf verstellen, dass auch die Bewohner der abgelegenen Täler ein Recht haben, am Wohlstand der übrigen Bevölkerung zu partizipieren. Hieran musste ich denken, als wir wortlos auf einem breiten Wanderweg durch die Nacht gingen, aber auch an das Gamsabenteuer vom Tage zuvor, das im Nachhinein wie eine Ouvertüre zu sein schien – wie ein Vorspiel auf ein besonders schönes Gamsabenteuer. Konnten wir in den ersten beiden Tagen bei herrlichem herbstlichen Wetter, unter blauem Himmel, pirschen und Graben für Graben abklappern, ohne aber auf passende Stücke zu stoßen, änderte sich das Wetter vor zwei Tagen, und ein fürchterlicher Wettersturz ließ das Tal gleichsam im Wasser ertrinken. Unaufhörlich goss es in Strömen, ein Blitz jagte den nächsten, und der Donner wurde vielfach von den Wänden zurückgeworfen und ließ unsere Unterkunft erzittern.

Auf unseren Fahrten durch das Revier hatten wir wiederholt einen sehr breiten Trockenbach durchquert, von dem ich meinte, dass er niemals Wasser führen würde, schließlich war im Geröll des Bachbettes nicht die geringste Spur von Wasser auszumachen. Doch der mich führende Jäger Sepp meinte, dass wir nur auf das nächste Unwetter warten müssten, dann würde ich schon sehen, in was für ein reißendes Gewässer sich diese wie leblos anmutende Steinwüste verwandeln würde. Als wir zur Frühpirsch aufbrechen wollten, wies der Jäger auf dieses Naturphänomen hin. „Jetzt kann ich Ihnen auch die Wasser führende Ache zeigen, danach können wir wieder pirschen.“ Weit brauchten wir nicht zu fahren, und dann sah ich die schäumende Ache in dem Geröllbett, in dem

am vorherigen Tage nur Trockenheit geherrscht hatte, sodass wir es bequem hatten durchqueren können. Jetzt aber konnte auch ich mir vorstellen, wie viel Gewalt Wasser entwickeln, wie viel Unheil es verursachen kann. In den Bergen muss man immer auf der Hut sein. Sie schenken uns zuweilen überreichlich die schönsten Erlebnisse, doch sie können auch die Vernichtung austeilten, was ich in all den vielen Jahren wiederholt, dem Herrn sei Dank, nur hatte ahnen müssen. Jedes Mal konnte ich mich mit viel Glück aus der unangenehmen Lage befreien, jedes Mal hatte ich die Kraft, den Absturz auf sehr steilen und vereisten Abschnitten zu stoppen, bevor ich die Herrschaft vollständig verloren hätte.

Die Nachwirkungen des nächtlichen Wolkenbruchs konnten wir noch am Morgen erkennen. Die sonst so trockenen Felsabstürze waren wie verwandelt. War am Tage zuvor noch nirgendwo ein Wasserfall zu sehen, ergossen sich jetzt die Fluten in größeren und kleineren Sturzbächen von den Felswänden herab. Auf dem Westabfall eines der uns umgebenden Berge sammelte sich das Wasser der Wand in einer Rinne, von der es Dutzende von Metern mit lautem Getöse schäumend in die Tiefe stürzte. Was für ein anderes Bild bot sich jetzt unseren Augen. Überall glucksten Wasserläufe, von überall her erklang das Rauschen der herabstürzenden Wassermassen. „Das sind die Kalkalpen, morgen ist der Spuk wieder vorbei“, bemerkte der Jäger, machte kehrt, um dann unsere morgendliche Pirsch beginnen zu können. An dieses Jagdabenteuer vom vorherigen Tag aber musste ich denken, als wir auf dem Wanderweg durch die Dunkelheit der verlöschenden Nacht hinauf zur Hochalm pirschten.

Nachdem wir am Morgen zuvor nach kurzer Fahrt den Geländewagen verlassen hatten, pirschten wir auf dem Steig in Richtung der das Tal begrenzenden Felsmauern. Da um diese morgendliche Zeit noch keine Touristen das in der Nähe des Weges äsende Wild vergrämen konnten, beobachteten wir schon direkt hinter den Almhäusern die Flächen. Ganz sanft gewinnt der Weg an Höhe. Wieder und wieder verhofften wir, um das Wild auf den Geröllhalden und in den Krummerlen und Latschen ansprechen zu können. Aufgrund des Wettersturzes hatte es sich arg abgekühlt. Das hochsommerliche Wetter hatte sich in die ersten Vorboten des nahenden Winters gewandelt. Eisigkalt wehte uns der Wind an und ließ mich in meinem Janker frösteln. Auf passende Stücke stießen wir aber erst einmal nicht, jüngere Böcke und führende Geißen kamen uns in Anblick, aber viel zu weit entfernt, weit oben auf den Schutthalden unterhalb der Steilwände. Ein Anpirschen war auf den deckungslosen Lawinenbahnen unmöglich. Also suchten wir weiter. Das Revier ist groß genug, irgendwo, davon waren wir überzeugt, würden wir noch auf Wild in gerechter Entfernung stoßen. Immer weiter gingen wir auf dem Wanderweg – vorsichtig und fortwährend die Umgebung mit den Gläsern absuchend. Inzwischen waren wir schon fast am Talschluss angelangt, wo der mählich ansteigende Steig sich vom Touristenweg zum hochalpinen Aufstieg verwandelt und steil hinauf zum Joch führt. Dort machten wir in noch gerechter Entfernung ein weiteres Rudel in den Krummlatschen und auf dem sich herunterziehenden Geröllfeld aus. Lange beobachteten wir es, doch wir konnten einfach keine Klarheit gewinnen, welche Geiß kein Kitz

führt. Aber Geduld ...! Minutenlang schaute der Jäger durch das Spektiv. Immer wieder mussten wir die Stellung wechseln, da sich das Wild überstellt hatte. Doch endlich hatten wir Klarheit. Allerdings hatte sich nun die junge, nichtführende Geiß niedergetan. Wir suchten einen größeren Felsbrocken, um hinter ihm in Deckung gehen zu können, und warteten. Der von den Hängen herunterfallende Eiswind drang durch den Janker, die Hände wurden allmählich klamm, und die Kälte ließ mir Schauer über Schauer den Rücken hinunterjagen. Doch was nimmt der Gamsjäger nicht alles in Kauf, wenn es darum geht, die begehrte und heiß ersehnte Krucke zu erlangen. Freilich: Alle Wartezeit hat irgendwann immer einmal ein Ende. So auch dieses Mal. Das Stück wurde hoch, und als es breit stand, konnten wir es erlegen. Mit einem herzlichen „Waidmannsheil!“ gratulierte mir der Jäger, und schon kämpfte er sich die steile Geröllhalde hinauf, was alles andere als einfach ist. Die Steine sind locker, sodass man kaum einen sicheren Stand erlangen kann. Seinen Gang zum Wild beobachtete ich durch das Glas und konnte deshalb gut sehen, wie er die am Fleck gebannte Gamsgeiß hochnahm, aufbrach und dann zu mir hinuntertrug.

„Dort steht ein alter Bock!“ Mit diesen Worten riss mich der Jäger aus meinen Erinnerungen, und die Gegenwart hatte mich wieder. Die Dunkelheit war inzwischen der Morgendämmerung gewichen, die Konturen traten immer mehr hervor. Der Gamsbock äugte zu uns herüber, doch die große Entfernung wog ihn in Sicherheit, sodass er sich nicht im Äsen stören ließ.

Schritt für Schritt erklommen wir den Weg hinauf zum Gamskogel, einem Fast-Dreitausender. Es war ein breiterer Weg, auf dem das Vieh im Frühjahr auf die Almen auf- und dann im Herbst wieder abgetrieben werden kann und auf dem Wanderer einigermaßen bequem die Hochalmwirtschaft erreichen können. Doch jetzt am sehr frühen Morgen war er noch nicht begangen, sodass wir ungestört pirschend an Höhe gewinnen konnten. Schweigend gingen wir hintereinander. Der Bergstock ruhte in der linken Faust, noch war es nicht nötig, ihn als Stütze zu gebrauchen, noch barg der Steig keine Stolperfallen, die uns aus dem Gleichgewicht hätten bringen können. Links rauschte ein Wasserfall durch die Dämmerung und sprühte irisierende Lichtpunkte in die Luft. Ein weiterer alter Gamsbock äugte im ersten Morgenlicht zu uns herüber, später eine junge Geiß mit ihrem Kitz. Stetig gewannen wir an Höhe, vorbei an einer Gedenktafel für einen jungen Burschen, der hier im Alter von 19 Jahren durch einen Bergunfall sein kurzes Leben gelassen hatte.

Inzwischen war es hell geworden. Über uns ragte der südliche Steilabfall des Gamskogels in den Himmel. Lotrechte Wände wechselten sich mit breiten abschüssigen Graslehnen ab. Der Jäger Sepp zeigte auf ein Grasband nur wenige Dutzend Meter unterhalb des Gipfels, auf dem wir stecknadelgroße Punkte erkennen konnten. „Steinböcke“, erklärte der Jäger. Der Feldstecher wurde aus dem Rucksack gekramt. Einen derartig seltenen Anblick wollte ich mir nicht entgehen lassen. Nur schemenhaft konnte ich das Rudel erkennen. Langsam zog es hinauf, immer wieder verhoffend und äsend. Natürlich fragte ich, ob die Steinböcke im Revier auch bejagt würden oder ob die Population noch

aufgebaut werden müsse. Der Jäger setzte sein Glas ab, schaute auf die sich über uns auftürmende Wand wie, um sich noch einmal das Erlebte in Erinnerung zu rufen, und berichtete dann von einem Ereignis, das für Aufruhr in der Gegend gesorgt hatte. Er sei mit einem Gast fast auf der Spitze des Gamskogels auf Steinböcke gepirscht. Mühsam sei es gewesen, mit ihm diesen Aufstieg zu bezwingen. Ganz hoch oben, knapp unterhalb des Gipfels, hätten sie einen starken Steinbock ansprechen können. Nicht ganz einfach sei es gewesen, diesen anzupirschen, schließlich konnten nur noch kleine und kleinste Bodenwellen als Deckung dienen. Doch sie seien bis auf waidgerechte Entfernung an das Stück herangekommen. Auf den Schuss hätte der Bock gut gezeichnet, doch dann habe die Tragödie ihren Anfang genommen, die allerdings dem Gast doch noch einen guten Ausgang beschert hatte. Der Bock sei den Steilhang herabgestürzt –, kein Stein, kein Felsbrocken habe die sausende Fahrt aufhalten können. Plötzlich sei er hinter einer Felskante verschwunden und in die Tiefe gestürzt. Er, der Jäger, habe versucht, ihn zu bergen, er sei auf der Schweißfährte abgestiegen, doch habe er aufgeben müssen, es sei viel zu gefährlich gewesen, in der Wand weiter hinunterzuklettern. Das Stück habe sich – wie er habe sehen können – einige hundert Meter tiefer in den Felsen verfangen. Von der tiefer liegenden Hochalmhütte hätten sie die Bergrettung benachrichtigen können. Aber auch diese erfahrenen Bergsteiger seien nicht in der Lage gewesen, in die Felswand einzusteigen, um das Stück zu bergen. Die Wand sei einfach zu steil und die Gefahr für das Leben der Bergretter zu groß gewesen. Deshalb habe ein Hubschrauber angefordert werden müssen, die Besatzung kenne sich ja aus mit der Bergung von verunglücktem Vieh. Ganz nah hätte der Helikopter an die fast senkrecht abfallenden Felsen geführt werden müssen, um dem Bergretter die Möglichkeit zu geben, sich abzuseilen und sich neben dem Stück absetzen zu lassen. Es sei nicht einfach gewesen, im steilen Fels den Bock anzuseilen, um ihn bergen zu können, ohne dass sich der Mann von der Bergwacht selbst in Lebensgefahr gebracht hätte. Doch es sei ihm gelungen, das Stück an den Hacken zu nehmen, und beide seien dann gemeinsam sicher zu Tal geschwebt. Der Wildkörper des Steinbocks sei zwar zerschlagen gewesen, aber die Hörner, die starken Hörner, seien wie durch ein Wunder vollkommen unbeschädigt geblieben. Sie erinnerten, schloss Sepp seinen Bericht, jetzt den Erleger an ein Ereignis, das nur ganz wenige Jäger – zum Glück – erleben müssten.

Mit den Gedanken an die Steinböcke zogen wir weiter hinauf, vorbei an der Hochalm, der letzten touristischen Bastion, und endlich konnten wir den Wanderweg verlassen, um auf einem kaum wahrzunehmenden Steig hinaufzupirschen. Auf dem sehr steilen Pfad gewannen wir schnell an Höhe. Schon längst hatten wir die Baumgrenze hinter uns gelassen. Immer wieder schauten wir auf die sich über uns erstreckenden Almen, immer in der Hoffnung, Gams in Anblick zu bekommen. In Serpentinaen schlängelt sich der Steig hinauf. Immer freier wurde der Blick, immer mehr Bergspitzen konnten wir ansprechen. Je mehr wir an Höhe gewannen, desto majestätischer wirkte die uns umgebende Bergwelt. Zum Genießen und zum Betrachten blieb aber leider keine Zeit. Der Jäger ging zügig vor mir her, er hatte es eilig, an das Wild heranzukommen.

Und ich versuchte, Schritt zu halten, was mir aber immer schwerer fiel, je höher wir kamen. Es war wie ein Wettlauf mit dem Jagdglück, der Jäger wollte mich unbedingt zu Schuss bringen. Allerdings ließ er außer Acht, dass ich nicht mehr der Jüngste bin und nicht mein Leben ständig pirschend in den Bergen verbringen kann. Die Verbindung riss zuweilen ab, doch ich konnte immer wieder aufschließen. Das Herz schlug hart gegen die Rippen, der Atem ging schwer, aber wir gewannen zügig an Höhe, und das war das Einzige, was zählte. In diesen Momenten machte es sich bezahlt, dass ich mich immer sorgfältig auf die von mir so sehr geliebten Pirschen jenseits der Baumgrenze vorbereite, was zwar zuweilen recht langweilig ist und ich am liebsten einstellen möchte, doch die Gedanken an die Berge, an die zu erwartenden Abenteuer und die Erfüllung, die diese Pirschen zu schenken vermögen, geben mir dann immer wieder die Kraft, der Schwäche, allerdings auch dem Überdruß zu widerstehen.

Ab und zu legten wir eine kleine Pause ein, um die Gipfelregion auszuspekulieren, und plötzlich hatten wir das lange gesuchte Wild im Glas. Knapp unterhalb des Gipfels äste ein größeres Rudel, sehr weit auseinandergezogen und noch viel zu weit für einen Schuss. Also pirschten wir vorsichtig weiter, mussten zwischendurch ein Krummlatschenbeet queren, das uns höllisch aufpassen ließ, schließlich wollten wir nicht auf den glitschigen Wurzeln und Zweigen ausrutschen. Es verbarg uns aber vor dem Rudel, sodass wir die Vorsicht für ein paar Minuten außer Acht lassen konnten.

Als wir auch dieses Hindernis hinter uns gelassen hatten und wir wieder das Rudel in Anblick bekamen, war es immer noch zu weit entfernt. Also weiter ...! Bei jedem Schritt knirschte der Kalkschotter und war meilenweit zu vernehmen. Geduckt und immer wieder nach der spärlichen Deckung suchend, bewegten wir uns vorwärts, nun aber nicht mehr zügig, vielmehr sehr vorsichtig, und dabei hatten wir immer das Rudel im Blick, um die kleinste Unruhe feststellen zu können. Das Rudel hielt uns aber aus, obwohl es uns meistens hätte eräugen können. Endlich waren wir zwar in einer gerechten Entfernung an den Stücken, doch leider auch fast ohne Deckung und passende Auflage. Längst lagen wir flach auf dem Kalkschotter, um zu beraten, wie wir am besten zu Schuss kommen könnten. Hin und her glitten unsere Augen, um die günstigste Stelle zu finden, wo wir eine Auflage für die Büchse finden könnten und gleichzeitig zumindest ein wenig gedeckt wären. Der Jäger flüsterte, dass ich alleine zu dem größeren, in einiger Entfernung liegenden Felsbrocken pirschen möge, vielleicht hielte das Rudel diese Bewegung noch aus. Doch wie dorthin pirschen, ohne das Wild zu beunruhigen, schließlich bot noch nicht einmal eine kleine Bodenwelle die geringste Deckung. Also rutschte ich vorsichtig einige Meter hinunter, um aus der Sicht zumindest der weiter unten stehenden Stücke des Rudels zu gelangen, und rutschte wiederum, eng an den Boden gepresst, hinauf. Ohne dass das Rudel dieses Manöver mitbekam, gelang es mir, den Stein zu erreichen, zerrte den Rucksack von der Schulter, um ihn auf den Stein zu schieben, schob unendlich langsam auch noch die Büchse auf die Unterlage und hatte sofort die Gams im Glas. „Das Stück, das ganz unten steht“, zischte der Jäger noch einmal zu mir herüber. Und: „Zweihundertsechunddreißig Meter!“

Immer wieder musste ich die Auflage korrigieren. Die Geiß stand weit oberhalb, sodass ich steil bergauf schießen musste. Deshalb konnte ich die Büchse nicht richtig einziehen. Ein blaues Auge wollte ich verständlicherweise vermeiden, aber auch einen Fehlschuss. Wieder und wieder knüllte ich die Pirschjacke, die auf dem Rucksack aufgeschnallt war und mir zur Auflage diente, sodass diese höher würde, wieder und wieder musste ich die Büchse absetzen, um die Auflage zu verbessern. Und das alles vor den Lichtern der Gams, was nicht gerade der Beruhigung meiner Nerven diente. Noch hielt die Geiß uns aber aus, vertraut äste sie sich hinunter in Richtung eines Steilabfalls, um dann aus unseren Blicken drohte zu verschwinden. Als ich endlich die richtige Position gefunden hatte und der Zielstachel ganz ruhig hochblatt feststand, war es so weit. Unser diesjähriges Gamsabenteuer sollte sich seinem jägerischen Höhepunkt nähern.

Nach dem Schuss bäumte sich das Stück auf und rutschte, sich ständig überschlagend, den Steilhang hinunter. „Hoffentlich verfährt es sich an einem Stein“, hörte ich den Jäger rufen, der sofort aufgesprungen war, doch damit konnten wir nicht mehr rechnen. Schnell war die Geiß hinter der Kante verschwunden, und der Jäger ahnte, wo das Stück seine letzte Fahrt beenden würde. „Ich hole das Stück, das ganz tief unten liegen dürfte, gehen Sie schon zur Hochalmhütte, dort treffen wir uns.“ Mit diesen Worten machte sich der Jäger auf den beschwerlichen Abstieg, um hoffentlich die Gams mit unbeschädigten Krucken zu finden.

Ganz in Ruhe stieg ich ab, immer wieder die wilde Landschaft der nördlichen Kalkalpen bewundernd. Steil ragen hier die Wände in den Himmel. Über eintausendzweihundert Höhenmeter tiefer lag unser Tal, ganz klein sahen die auf den Almen weidenden Kühe aus, wie Spielzeuge die Fahrzeuge vor der Almwirtschaft. Nicht nur das Tal lag tief unter uns, auch die uns umgebenden Berge, schließlich stand ich fast auf dem Gipfel des höchsten Berges der Gegend. Weit konnte der Blick schweifen, weit hin zu den höchsten Gipfeln der Hohen Tauern, deren Firnfelder vor dem tiefblauen Firmament leuchteten.

Ich wollte die Pirsch nicht so schnell beenden, ich wollte die Stunden in der Höhe auskosten und mich an dieser hochalpinen Bergwelt erfreuen. Deshalb setzte ich mich auf einen Stein und ließ mich in eine Atmosphäre sinken, die wir nur in den Bergen oberhalb der Baumgrenze finden können. Eisig zog der Wind bergauf, doch er konnte mich nicht vertreiben. Tief unter mir lagen die Almen, auf denen die letzten Kühe weideten, um dann wenige Tage später abgetrieben zu werden. Bergspitze an Bergspitze reihte sich zu einer hochalpinen Kette – unbekannte Berge, die sich hin zum Horizont im Dunst des frühen Morgens verloren. Der Wind trug ab und an das Läuten der Kuhglocken zu mir in die Höhe hinauf, diese so vertraute Melodie der sommerlichen Hochalpen, die in der Harmonie der Weltabgeschiedenheit des Hochgebirges aufzugehen schien. Einige Bergfinken strichen im Pulk hin und her, gemeinsam schwirrten sie durch die Lüfte, um sofort wieder einzufallen. Immer wieder von Neuem, unaufhörlich, bis sie dann hinter dem Bergrücken verschwanden. Das erste Klonken der Kolkraben war zu hören – gleichsam das Echo auf einen Schuss in den Bergen, wie ein dumpfer Schlag auf ein hölzernes, hohles Gefäß, der auf den Kreislauf der Natur hinweist.

Die Raben werden dafür sorgen, dass nichts von der Gamsgeiß in den Bergen verbleibt. Ein wenig döste ich in den Morgen – die Nacht war sehr kurz gewesen –, als mich der Ruf eines Adlers elektrisierte, dieser einst vollständig in den Alpen verstummte Ruf des Königs der Lüfte, der inzwischen doch wieder in der Einsamkeit abgeschiedener Bergwelten zu vernehmen ist. In großer Höhe schwebte dieser königliche Vogel auf der aufsteigenden Thermik, um sich im Sonnenglast aufzulösen.

Nur ungern trennte ich mich von all diesen Bildern, wusste ich doch nicht, ob ich noch einmal auf diesem Berg den Gams nachstellen, noch einmal den Blick über die mir zu Füßen liegenden Gipfel gleiten lassen könnte, ja, die mir so unbekannt Welt der Kalkalpen wiederum als Jäger aufsuchen zu können. Der eisige Wind jedoch ließ mich in dem verschwitzten Hemd frieren, und deshalb musste ich schweren Herzens meinen Auslug verlassen und weiter absteigen, zum Almhaus, wo ich mich mit dem Jäger treffen wollte.

Noch war in der Früh die Hütte geschlossen, also ließ ich mich auf der Bank vor dem Haus nieder, zog die wärmende Pirschjacke an, um dann sofort zum Feldstecher zu greifen. Hinter der Alm erhebt sich die abgerundete Kuppe eines Berges, und auf dessen Ostseite äste in vielleicht dreifacher Büchenschussentfernung ein starkes Rudel Gams, das sich nicht durch meinen Gang hatte stören lassen. Kitzgeißen, Kitze, Jährlinge – Geraffel, wie es in den Bergen heißt, also Wild, was dem anspruchsvollen Jäger als nicht interessant erscheint, mir freilich die Erfüllung der kühnsten Träume bescheren könnte. Und auch dort oben ist das Wild vertraut, allerdings nur so lange, wie der Wanderer nicht die bekannten Wanderwege verlässt. Lange konnte ich das Rudel beobachten, dieses Mal ohne jeglichen Hintergedanken, ohne überlegen zu müssen, ob auch eine nichtführende alte Geiß dabei ist und ohne zu schauen, wo eine geeignete Stelle vorhanden sein könnte, um eine gute Schussposition zu haben.

In meine Betrachtungen hinein vernahm ich das Öffnen der Tür. Der Wirt trat auf die Terrasse, beobachtete auch für ein paar Augenblicke die Gams, um dann zu fragen, ob ich nicht ins Haus kommen möchte, dort sei es viel wärmer als draußen in der Morgenfrische. Dankend nahm ich die Einladung an, schließlich wusste ich nicht, wie lange ich noch warten müsste. Die Gaststube war klein, nur drei Tische passten in sie hinein. Aber sie war ja auch nur Teil einer größeren Almwirtschaft, und hierüber berichtete der Wirt. Es war Anfang September, und der Almabtrieb stand unmittelbar bevor. Ab Ende des Monats herrsche Ruhe auf der Alm, dann gehöre sie nur noch dem Wild, erklärte bereitwillig der behäbige Hausherr, nachdem er mir Tee mit Almmilch gebracht hatte. Immer wieder kam er zu mir in die Stube, erzählte von längst vergangenen Jagdabenteuern dort oben auf der Alm und am Gamskogel. Ab und an warfen wir gemeinsam einen Blick aus dem kleinen Fenster, um nach den Gams zu schauen. Wie im Fluge verging die Stunde des Wartens, bis dann der Wirt berichtete, dass der Jäger gerade mit dem erlegten Stück gekommen sei.

Draußen auf einer Bank saß Sepp, sichtlich mitgenommen. Er war außer Atem, der Schweiß rann ihm über das Gesicht, doch er hatte es geschafft, das Stück zu bergen und zur Alm zu tragen. Nur das Haupt und die Läufe schauten aus dem Rucksack

hervor, und als ich einen Blick darauf warf, stellte ich mit Schrecken fest, dass der linke Schlauch abgebrochen und nur noch mit einigen Fasern mit dem Stumpf verbunden war. Natürlich untersuchte ich die Bruchstelle. „Das kann man kleben“, entfuhr es mir, und Sepp bestätigte meine Vermutung. Und schon stellte ich mir vor, wo die Trophäe einmal im Jagdhaus hängen würde, um mich immer an dieses Erlebnis zu erinnern. Wie alt die Geiß sei, meinte der Jäger, könne er noch nicht genau sagen. Er zeigte mir die Jahresringe, die teilweise abgeschlagen waren. Doch er ging davon aus, dass sie möglicherweise sogar achtzehn Jahre alt wäre, sicher aber siebzehn.

Und dann berichtete der Jäger über die mühevolle Nachsuche, die ihn wieder einmal an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit geführt habe. Nachdem das Stück hinter der Kante unseren Blicken entschwunden sei, wäre es einen Steilabfall hinuntergerutscht. Auf der Schweißfährte sei er abgestiegen, immer in direkter Linie, bestimmt zweihundert Höhenmeter. Auf einer Fläche, die nicht mehr so steil gewesen wäre, wäre die Geiß hängengeblieben. Der eine Schlauch sei zwar bedauerlicherweise abgebrochen, doch nach dem Kleben sähe die Krucke wie unbeschädigt aus, berichtete er stolz, und dabei schulterte er wieder seinen prall gefüllten Rucksack.

Zügig verloren wir nun an Höhe. Da der Jäger vor mir ging, hatte ich immer das Haupt der Geiß vor Augen, vor allen Dingen aber den hin und her wackelnden Schlauch der abgebrochenen Krucke. Sollte er abfallen, hätte ich ihn sofort bergen können. Ab und zu ließen wir uns auf einem Stein nieder, schließlich drückte die Geiß auf der Schulter des Jägers. Noch ein paar Jahre müsse er die erlegten Gams der Gäste des Jagdherrn herunterschleppen, dann habe er Ruhe, dann werde er in die verdiente Pension gehen. Ja, schwer war die Gams. Und der Rucksack war zuvor auch nicht leicht gewesen. Bestimmt vierzig Kilo hatte Sepp auf dem Rücken – ein Gewicht, das ich niemals, selbst in meiner Jugend, hätte bewältigen können, obwohl ich wahrlich nicht schwach bin. Dabei musste ich an die Hafer- und Maissäcke denken, die ich jahrelang zur Fütterung hinter dem Haus im Norden gebracht hatte. Soweit wie möglich bin ich mit dem Fahrzeug zum Wäldchen gefahren, um dann die Säcke schrittweise zur Fütterung zu ziehen. Einen solchen Sack allerdings auf dem Rücken zu tragen, wäre mir nicht möglich gewesen, ja, ich hätte noch nicht einmal mit diesem Gewicht aufstehen können, vom Abstieg über 1.200 Höhenmeter ganz zu schweigen. Immer wenn ich sehe, was unsere Berufsjäger in den Bergen leisten, wächst meine Hochachtung vor ihnen. Nur durch ihre Leistung können wir in den höchsten Lagen der Alpen auf Gams pirschen, nur weil wir wissen, dass diese Jäger in der Lage sind, die erbeuteten Gams auch hinunter ins Tal zu schaffen. Nur deshalb ist es uns ermöglicht, die anspruchsvollste Form der Jagd auszuüben – die Gamspirsch oberhalb der Baumgrenze auf den Almen der geliebten Berge.

Haben wir das Stück totgetrunken? Ich weiß es nicht. Nachdem es der Jäger hinuntergetragen hatte, fuhren wir zu einer kleinen Sennhütte, die, versteckt im Wald, den Wanderern Schutz und Ruhe bieten kann. Um die wenigen Tische drängten sich die müden Alpinisten, die allerdings ein recht fortgeschrittenes Alter erreicht hatten. Ihre alpinistischen Großtaten lagen zwar schon länger zurück, doch auf die Atmosphäre

der Berge wollten sie trotzdem nicht verzichten, auch wenn sich ihre Alpinistik darauf beschränkte, ein paar Kilometer auf einem Wanderweg zu gehen. Der Jäger traf gleich Bekannte, auch Waidmänner, und den einen stellte er mir als Kängurujäger vor. Zuerst hielt ich das für einen Witz, doch es war ein Tiroler, der vor vierzig Jahren nach Australien ausgewandert war. Wir saßen an grob geschreinerten Tischen, über uns an den Wänden schauten der Große und der Kleine Hahn auf die fröhliche Gästeschar herunter; Hirschgeweihe, Gamskrucken, Rehkronen zeugten von der Passion des Wirtes, und über der Brüstung der kleinen Empore äugten uns die gläsernen Lichter eines Schwarzbären an. Wie eine Höhle mutete diese Gaststube an, in die nur durch ganz kleine Fenster etwas Licht drang. Auf dem Nebentisch stand ein Akkordeon, und als ich fragte, wer denn dieses Instrument spiele und wann, wiesen alle lachend auf den mir gegenüber sitzenden Gast, der gerade eine Gamsleberknödelsuppe zu sich nahm. „Können Sie nicht ein Lied spielen, ich mag die alpenländische Musik so sehr.“ Und sofort schallte es mir entgegen, er werde gleich spielen und die Gäste unterhalten. Ob er auch Jägerlieder kenne, fragte ich ihn, vielleicht „Das Gamslan schwarz und braun“. Ja, das könne er, mehr Jägerlieder aber nicht, und er spielte dann auch das Lied, das ich als erstes Jägerlied auf der Gitarre zu spielen gelernt habe. Und während er es spielte, sangen wir alle mit, aus voller Brust und aus tiefster Überzeugung. Bald schunkelten die Gäste, der australische Tiroler gab mir die Teufelsgeige, ich solle sie spielen, es sei ganz einfach, man müsse nur den Takt schlagen. Als

die Schellen im Takt erklangen und ich auf der Blechtrommel den Gegentakt schlug, da war ich plötzlich wieder der Jugendliche, der als Schlagzeuger versuchte, die vor ihm stehenden und sitzenden Mädchen zum

Swingen zu bringen. Heftig schlug ich den Stock auf den Boden, und die kleine Trommel bearbeitete ich mit einem kleinen Stick. Der Rhythmus erfasste die Gäste, der Funke war übersprungen. Lied um Lied spielten wir, im Dreivierteltakt, im Viervierteltakt, Lieder, die ich noch nie gehört hatte, die mich aber sofort gefangen nahmen. Wie viele Jahrzehnte habe ich nicht mehr in einer Gruppe oder in einem Orchester gespielt? Die Zeit war in diesen Momenten aufgehoben, in dem gemeinsamen Musizieren zeigte sich nicht nur eine Erinnerung, in ihnen erlebte ich nach so vielen Jahren wieder einmal das Glück, das uns durch die gemeinsame Musik geschenkt wird.

Da aber die Gams in den Kühlraum gebracht werden musste, mussten wir notgedrungen diese fröhliche Gesellschaft verlassen. Das war eine ganz besondere Art, das Wild totzutrinken. Es muss nicht immer Bier oder Wein oder was auch immer sein, feiern können wir auch ohne Alkohol.

